

Annett Kaiser, Ines Nareike, Petra Ploschenz, Kaija Voss

Forst – ein «deutsches Manchester» in der Lausitz

Der Begriff «deutsches Manchester» scheint der Stadt Forst, die sich einst nicht ohne Stolz selbst so bezeichnete, dauerhaft aufgeprägt. Veröffentlichungen und Vorträge werben bis heute damit, um die Aufmerksamkeit auf einen langsam in Vergessenheit geratenden einstigen Industriestandort an der deutsch-polnischen Grenze zu lenken. Dabei ist die Bezeichnung «deutsches Manchester» auch für viele andere deutsche Städte, in denen sich die Textilindustrie zum hauptsächlichen Produktionszweig herausgebildet hatte, zu einem Schlagwort geworden: Neben Forst könnte man ebenso Crimmitschau, Plauen oder Greiz, in Beziehung zu Manchester setzen.

Auch die anderen brandenburgischen Tuchstädte wie Cottbus, Guben, Spremberg, Finsterwalde, Luckenwalde, Peitz und die in der Neumark im heutigen Polen gelegenen Städte Sommerfeld und Sorau können für sich in Anspruch nehmen, Nachfolger der sprunghaften und sprichwörtlichen Entwicklung zu sein, die in England am Anfang des 19. Jahrhunderts begonnen hatte. Obwohl sich die Industrialisierung hier nicht in den Dimensionen Englands vollzog und England das große Vorbild blieb, so ist es doch bemerkenswert, dass es sich bei den brandenburgischen Tuchstädten – ähnlich Manchester – bis zum Beginn einer glanzvollen Entwicklung durch die Industrialisierung um Städte handelte, die auf ihre Chance jahrhundertlang gewartet haben, eine Hochblüte erlebten, um dann – mehr oder weniger deutlich – erneut in Alltäglichkeit zu erstarren.

Im Jahre 1927 wurde Forst folgendermaßen beschrieben:

«Ein Wald von Schornsteinen mit langen Rauchfahnen bildet die charakteristische Silhouette dieser Stadt. Fabrik reiht sich an Fabrik, ganze Viertel bedeckend in allen Stadtteilen. Lokomotiven durchfahren die Straßen und schleppen Waggon um Waggon, auf Rollböcke gesetzt, in die zahllosen Fabrikhöfe. Überall das Sausen des Weberschiffchens, das Klappern der Stühle; Dampf pufft aus, Kohlenstaub wirbelt umher.»¹ (Abb.1)

Gemeinsam mit den eben genannten brandenburgischen Städten war Forst Bestandteil einer Industrieregion mit über 33.000 Beschäftigten, über 10.400

Webstühlen und 508.000 Spindeln. Forst, als eines, wenn nicht sogar als das Zentrum der Industrieregion, nahm dabei die Hälfte der gesamten Kapazität ein.²

Forst, Stadt der Tuchproduktion

Die Stadt Forst liegt in der Lausitz, im Südosten des Landes Brandenburg, am Westufer der Neiße; heute unmittelbar an der Grenze zu Polen. Derzeit besteht innerhalb der Stadt – mit Ausnahme der Eisenbahnbrücke – keine Brückenverbindung und kein Grenzübergang zum anderen Ufer, obwohl sich bis zum Zweiten Weltkrieg hier Teile der Stadt befanden: Zum einen einige dörfliche Ansiedlungen, die eingemeindet wurden, zum anderen die Stadterweiterung aus den 1920er Jahren. Heute steht auf polnischer Seite neben einigen Brückenpfeilern und Fundamenten (Abb.2) nur noch der Tuchmacherbrunnen. Vor kurzem wurde als Ergebnis längerer Bemühungen auf beiden Seiten der Grundstein für eine stadtnahe Brücke gelegt, auf polnischer Seite ist ein Gewerbepark geplant.

Die Stadt Forst entstand inmitten eines slawischen Siedlungsgebietes. Sie wurde relativ spät, erst 1346, erstmals urkundlich erwähnt. Die politische Zugehörigkeit Forsts wechselte bis 1815, als es zu Preußen kam, zwischen Brandenburg und Kursachsen.³

Die Anfänge der Tuchmacherei führen zurück ins 15. Jahrhundert, sie wurde nach und nach zur Haupterwerbsquelle. Im 17. Jahrhundert kam es zum Zuzug schlesischer und niederländischer Tuchmacher.⁴ Die Wollweberei hat in der Niederlausitz Tradition, für die Schafzucht reicht der karge Boden. 1740/46 erwarb der sächsische Graf Brühl die Standesherrschaft Forst-Pförten (heute der polnische Ort Brody) sowie die Stadt Forst. Graf Brühl richtete in Forst zahlreiche Textilmanufakturen ein.

Nach dem großen Stadtbrand von 1748 erfolgte der Wiederaufbau der Stadt auf Veranlassung des Grafen Brühl nach einem begradigtem Plan des Dresdner Stadtbaumeisters Johann Christoph Knöffel.⁵ Hauptsächlich diese Gestalt der Stadt ist es dann, die durch die Tuchbauten des 19. Jahrhunderts ergänzt bzw. abgelöst wird (Abb.3).



Abb.1: Forst, nach einem Gemälde von Behr (1927), aus: Stein, E. (1927), S. 6.

Die Industrialisierung setzte um die Mitte des 19. Jahrhunderts zögerlich ein, später als im benachbarten Sachsen und Schlesien. Mit der Einführung der «Allgemeinen Städteordnung» von 1808/09 im Zuge der Stein-Hardenbergschen Reformen Preußens änderte sich die Situation der Städte zu Gunsten eines wirtschaftlichen Aufschwungs. Die Stadt Forst verfügte zunächst nicht über eigenen Grundbesitz als Voraussetzung für die gewerbliche Produktion; mit der Städteordnung und der damit verbundenen Gewerbefreiheit wird nun der maschinellen Großproduktion der Weg geebnet. Als 1821 die zunächst mit englischen Maschinen ausgestattete und mit Wasserkraft angetriebene Wollspinnerei Jeschkes «Wollspinnfabrik» gegründet wurde, konnte die Stadt den Grund und Boden zur Verfügung stellen.⁶ Zunächst – und das sollte prinzipiell auch so bleiben – produzierte man fast ausschließlich Streichgarngewebe, die größeren Wollstoffe für den Massenbedarf. Lumpen und Wollabfälle ließen sich dabei günstig wiederverwenden. Wegbereitend für die Textilproduktion wirkte Carl August Groeschke (1812-86), der – anfangs gegen den heftigen Protest der Forster Tuchmacher, die ihn aus der Innung ausschlossen – gemusterte Stoffe aus Leinengarn und Wolle nach dem Vorbild der englischen Buckskins (eigentlich engl.: Wildleder, hier aber speziell gemustertes Stoff aus Leinengarn und Wolle) produzieren ließ. 1843 gründete er am oberen Mühlgraben die erste Buckskinfabrik, und bald fand er Nachahmer. Die «Buckskin»-Produktion war es dann auch letztlich, die den Hauptanteil des wirtschaftlichen Erfolges von Forst ausmachte.⁷

1844 wurde die erste Dampfmaschine in Betrieb genommen.⁸ Mit der Industrialisierung der Region ging die Förderung der Lausitzer Braunkohle einher: Diese



Abb.2: Heute polnischer Brückenkopf des ehemaligen Steges am Friedrich-Ebert-Platz.

ersetzte nun Torf und Holz zur Dampferzeugung. So entwickelte sich in den Städten der Niederlausitz die Textilindustrie, in der Heide der Braunkohletagebau. Die Zahl der Beschäftigten in der Kohle- und Energiewirtschaft stieg bis in die 20er Jahre des 20. Jahrhunderts kontinuierlich an. 1872 ist mit dem Anschluß an das Eisenbahnnetz mit der Linie Cottbus-Forst ein weiterer wichtiger Schritt für die Entwicklung von Forst getan.

Um 1861 wurden circa 2.000 Arbeiter in Forsts Tuchindustrie beschäftigt – bedingt durch den wirtschaftli-

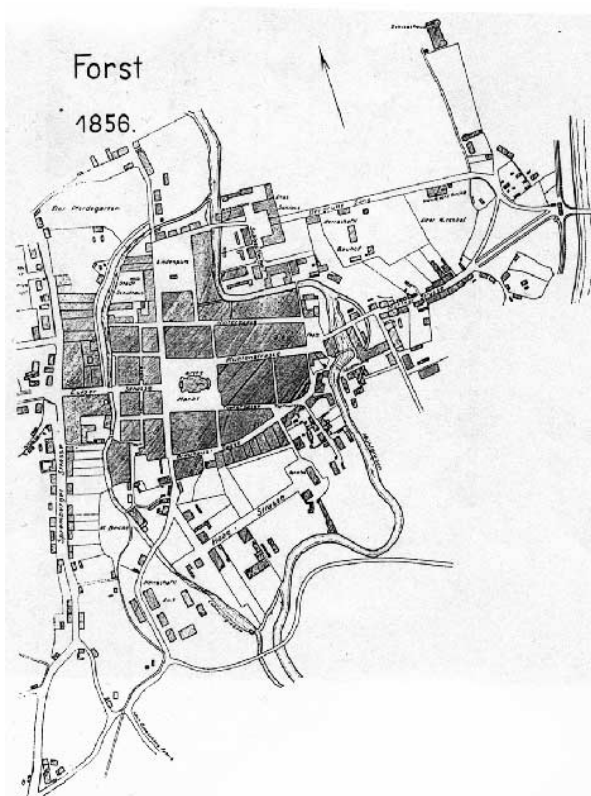


Abb. 3: Forst 1856, aus: Stein, E. (1927), Abb. 21.

chen Aufschwung wuchs die Stadt rasch an.⁹ Dies zeigt die Bevölkerungsentwicklung: 1826 hatte Forst 2.400 Einwohner, 1871 waren es bereits 7.950. Um die Jahrhundertwende hat sich die Zahl vervierfacht, Forst zählte nun 32.060 Bewohner. 1939 wurde der Höhepunkt von 44.000 Einwohnern erreicht.¹⁰ (Zum Vergleich: 1992 hatte Forst 25.000 Einwohner, die Zahl dürfte weiter gesunken sein.)

Eine große Anzahl neuer Fabriken wurde zunächst vor allem längs des Mühlgrabens angesiedelt. Der Graben bildete eine Begrenzung der mittelalterlichen Stadt und der wiederaufgebauten Stadt des 18. Jahrhunderts. Bevor die Fabriken den Platz einnahmen, befanden sich hier die Felder der Ackerbürger.¹¹ Auch im Stadttinneren hatte der Aufschwung der Tuchindustrie Neubauten zur Folge: Wohn- und Geschäftshäuser sowie öffentliche Bauten entstanden.

Seit 1893 gab es für den innerstädtischen Transport eine Besonderheit: Zunächst als Straßenbahn für die Bürger geplant, wurde daraus die Stadteisenbahn, die sogenannte «Schwarze Jule», für den Kohle- und Rohstofftransport zwischen den Fabriken. Fast ohne Ausnahme waren nun die Fabriken an die Bahn angeschlossen, so dass Braunkohle und Materialien ohne Umladen in die Fabrikhöfe gelangen konnten.¹²

Die Zersplitterung einzelner Produktionsstufen war typisch für Forst und eine Folge örtlicher und wirtschaftlicher Bedingungen: Die Spinnereivorbereitung und -ausrüstung benötigten Wasser und führten damit zur Ansiedlung am Mühl- und Lohmühlgraben. Gründe der Repräsentation bedingten die Ansiedlung der Tuchfabriken im Stadtzentrum. Oftmals fehlende Finanzen führten zur Einmietung in vorhandenen, unausgelasteten Gebäuden. Die Folge war, dass es nur wenige Fabriken gab, die alle Produktionsstufen vereinigten.¹³

Eine weitere Besonderheit Forsts war die große Anzahl von Lohnbetrieben, mit denen sehr flexibel, aber natürlich auch mit großer sozialer Unsicherheit für die Beschäftigten, auf die Auftragslage reagiert werden konnte.¹⁴

Um 1913 beherrschte Forst den deutschen Textilmarkt und behielt bis nach dem Ersten Weltkrieg seine führende Stellung: Am Beginn des Zweiten Weltkriegs, in den Jahren 1938/39, wurden in Forst jährlich 18 bis 20 Millionen Meter Tuch hergestellt. Den oft zitierten Ausspruch, «auf jeden fünften Deutschen fiel ein Anzug aus Forster Tuch»,¹⁵ muß man also in Zusammenhang mit



Abb. 4: Forst 1927, aus: Stein, E. (1927), Abb. 22.

den Kriegsvorbereitungen sehen. Der «Anzug aus Forst» war jetzt die Uniform. Auch Stoff für Mäntel, Decken oder Schabracken wurde produziert. Der Reichtum von Forst begann sich mehr und mehr auch in der baulichen Entwicklung zu zeigen. Die Stadt konnte von 1914 bis 1927 ihren Grundbesitz beträchtlich vergrößern.

Der Forster Stadtbaurat Rudolf Kühn schrieb über die bauliche Entwicklung der Stadt Forst um die Jahrhundertwende dennoch:

«Sollte nach dem Wiederaufbau [im 18. Jahrhundert – die Verf.] nach den Plänen des Dresdener Hofarchitekten [Johann Christoph Knöffel – die Verf.] eine Stadt von großzügiger Einheitlichkeit, mit bis ins Kleinste durchgearbeiteter Architektur entstehen, so war dem ganzen Geiste der Stadt des Jahres 1900 entsprechend eine Stadt entstanden, in der Fabriken, Wohnhäuser, Geschäftshäuser wahllos durcheinander gebaut waren, in der bei jedem Hause das Material, die Dachdeckung und die Gesimshöhe wechselten.»¹⁶

Stadtbaurat Kühn selbst begann durch im wahrsten Sinn «kühne» Projekte, die er beförderte oder deren Verfasser er war, die Stadt in den zwanziger Jahren umzubauen. Seine Bauten und Entwürfe aus den zwanziger

Jahren zeigen das Bild einer Stadt im Aufbruch, die modernen Tendenzen des zeitgenössischen Baugeschehens positiv gegenübersteht. Wichtig für den Ausbau der Stadt (Abb.4) war der ebenfalls von Stadtbaurat Kühn konzipierte Neubau der Langen Brücke von 1921. An dem Brückenkopf, der heute auf polnischer Seite liegt, entstand der Rathenauplatz in einer traditionell geprägten Architektur, mit einer großzügigen Treppenanlage zur Neiße. Die Treppenanlagen und das «Brückenmännchen» sind noch auffindbar.

Als weiteres wichtiges Wohnungsbauprojekt von Rudolf Kühn, das in den Formen der Neuen Sachlichkeit (1925/26) entstand, ist die durch die Stadt Forst und private Bauunternehmer finanzierte Siedlung Jerusalem («Eigene Scholle») hervorzuheben. Die Siedlung steht heute unter Denkmalschutz. Auch zahlreiche öffentliche Bauten wurden in den zwanziger Jahren neu erbaut bzw. umgebaut. Auf den Stadtbaurat Kühn gehen dabei folgende Projekte zurück: das mit sparsamen expressionistischen Formen gestaltete Realgymnasium (1928/29), der Bau der Ortskrankenkasse (1924/25), das Krematorium (1929) und nicht zuletzt die monumentalen, jedoch nie verwirklichten Entwürfe für ein neues Rathaus (Abb.5). Allein das Rathausprojekt verdeutlicht die wirtschaftliche Stärke und den damit verbundenen Anspruch der Stadt von damals rund 40.000 Einwohnern.

Am Ende des Zweiten Weltkrieges wurden 88% der nur 150 km von der Reichshauptstadt Berlin entfernt liegenden Stadt und damit große Teile der Forster Tuchindustrie zerstört (Totalschaden bei 38% der Industrieanlagen und öffentlichen Gebäude).¹⁷ Eine Aufstellung von 1945/46 weist noch 120 Tuchbetriebe aus, viele davon zerstört. Der sowjetische Stadtkommandant wollte Forst zur «toten» Stadt erklären, so katastrophal stellte sich die Situation dar. Letztlich entschied man jedoch anders, denn zurückkehrende Forster und Flüchtlinge erweckten die Stadt zu neuem Leben, stellten kriegszerstörte Gebäude wieder her.

Von 1949 bis 1989 wurde in der DDR die Textilproduktion in Forst fortgesetzt. In den Fabrikgebäuden, die meist aus den 1870er bis 1920er Jahren stammten, wurde teilweise mit modernen, jedoch mehr und mehr mit überalterten Maschinen produziert. Aus den meisten Fabrikantenvillen wurden Betriebskindergärten oder Verkaufsstellen für «Waren des täglichen Bedarfs». Durch die Ingenieurschule für Textiltechnik führte man die Tra-

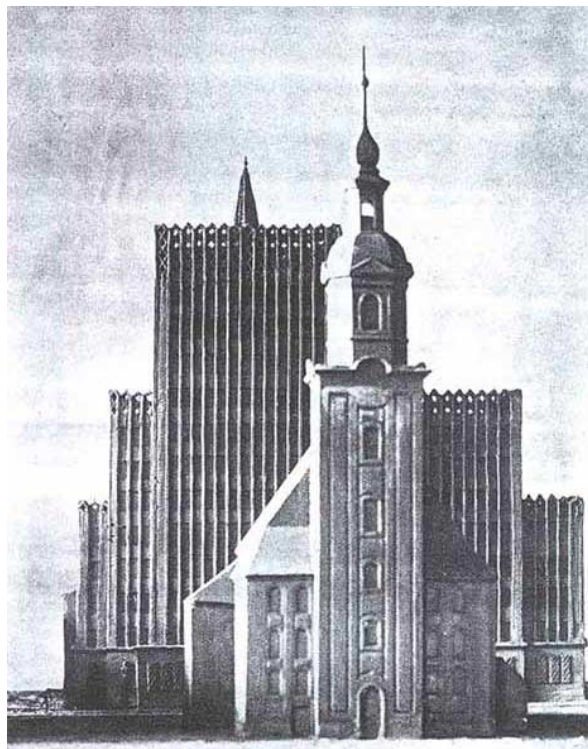


Abb. 5: Entwurf für das Rathaus am Markt von Stadtbaurat Kühn, aus: Stein, E. (1927/1993), S.35, Abb. 82.

dition der 1891 gegründeten Preußischen Fachschule für Textilindustrie¹⁸ fort. In den 70er und 80er Jahren wurden Anstrengungen zur Konzentration und Modernisierung der Produktion unternommen. Neue Maschinen wurden angeschafft. Die Spezialisierung innerhalb der Ostblockstaaten im Rahmen des «Rates für Gegenseitige Wirtschaftshilfe» (RGW) führte zwar zu einer gesteigerten Produktivität, doch die Bandbreite des Sortiments sank und damit auch die Konkurrenzfähigkeit der Betriebe. Sie wurden zunehmend abhängig von staatlichen Subventionen.

In den Jahren nach der politischen Wende von 1989 kam es zum fast vollständigen Erliegen der Textilproduktion in Forst. Die Ingenieurschule für Textiltechnik wurde 1991 geschlossen.

Aktuelle Situation

Zum heutigen Zeitpunkt existiert noch die Brandenburgische Tuchfabriken GmbH, die in Zusammenarbeit mit der in Innsbruck ansässigen Tiroler Loden AG in völlig neuen Gebäuden produziert. Außerdem gibt es das Haus d'Forster/Forster Webwaren, welches insbesondere Naturhaardecken herstellt, und das kleine Bekleidungswerk Forst GmbH. Die ACOL (Gesellschaft für Arbeitsförderung) ist mit der Sichtung von Firmenar-

chiven beschäftigt, liefert Beiträge zur Erforschung der Geschichte der Textilindustrie und erprobt ökologisch unbedenkliche Verfahren zur Textilbehandlung.¹⁹

Die wirtschaftliche Situation von Stadt und Kreis Forst ist durch hohe Arbeitslosenzahlen gekennzeichnet und stellt sich momentan in vieler Hinsicht kompliziert dar. Die dezentrale Lage von Forst, am östlichen Rand Deutschlands – die sich durch den EU-Beitritt Polens langfristig verbessern sollte – wirkt sich heute negativ auf die wirtschaftliche, die bauliche und nicht zuletzt die demographische Entwicklung der Stadt aus. Ungeklärte Eigentumsverhältnisse und komplizierte Interessenslagen sind im Zusammenhang mit den Bauten der Tuchproduktion ein Hindernis für Investitionen jeglicher Art, ja sogar für deren Dokumentation und Erforschung – eine Erfahrung, die wir selber bei unseren Recherchen in Forst machen mussten.

Damit sind hier Ausgangsbedingungen vorhanden, die auf historische Bausubstanz im allgemeinen, auf das Baudenkmal in besonders hohem Maße gefährdend wirken. Auch wenn sich das Fehlen finanzieller Mittel oft «konservierend» auf historische Bauten auswirkt, ist in Forst ca. 10 Jahre nach dem Ende der aktiven Textilproduktion in einigen Bereichen ein Grenzwert hinsichtlich der Bedrohung des baulichen Bestandes erreicht. Natürlicher Verfall, Abbruch sowie nicht denkmalgerechte Umnutzung werden in den nächsten Jahren einzigartige historische Situationen zerstören, ohne dass diese auch nur dokumentiert worden sind (Abb.6 u. 7).

Gegenwärtiger Stand der Forschung und Dokumentation

Gegenwärtig gibt es vereinzelte Ansätze zur Erforschung der Geschichte der Industrialisierung von Forst, zur Dokumentation ihrer immer noch allgegenwärtigen Spuren oder zur Konzeption sinnvoller Erhaltungs- und Umnutzungsmöglichkeiten. Das Brandenburgische Textilmuseum ist gemeinsam mit dem Museumsverein in Zusammenarbeit mit verschiedenen wissenschaftlichen Institutionen und Vereinen als das Zentrum der Sammlung, Dokumentation und Präsentation der Geschichte der Tuchindustrie zu benennen.

An der Technischen Universität Dresden beschäftigen sich die Autoren seit Frühjahr 2000 mit der Forster Denkmallandschaft. Das Projekt begann mit einer Bauaufnahme zweier Standorte, verbunden mit Archivarbeit und Dokumentation. Anschließend vertieften wir das Thema Forst mit den drei Schwerpunkten²⁰ Typologie



Abb. 6: Tuchfabrik Heinrich-Werner-Straße 15.

der Forster Textilfabriken / Bau- und Firmengeschichte eines ausgewählten Beispiels / Denkmalpflegerische Überlegungen zum Umgang mit dem industriellen Erbe. Die Arbeiten verstehen sich als Anstoß einer dringend notwendigen Bearbeitung der Denkmaltopographie der Stadt.

An der Brandenburgischen Technischen Universität Cottbus entstehen zur Zeit zwei Diplomentwürfe, die sich auf der Grundlage stadtplanerischer Überlegungen



Abb. 7: ehemalige Tuchfabrik Heinrich Bergami, Planckstraße.

mit dem Problem der heute nahezu perspektivlosen ehemaligen Tuchstadt befassen.²¹

Verformungsgetreue Bauaufnahme

Ein Spaziergang durch die Stadt motivierte uns für das gesamte Forst-Projekt: Noch säumt der einstmalige Stolz der Tuchfabrikanten die Straßen der Stadt, und Textilfabriken von beeindruckender Größe und strenger Schönheit bestimmen das Bild. Eine eigenartige Atmosphäre, die zuallererst durch die Stille gekennzeichnet ist, liegt über der Stadt; es fällt schwer, sich das früher allgegenwärtige Getöse der Maschinen vorzustellen.

Wir haben uns für das Aufmaß von zwei Produktionsgebäuden entschieden, zugehörig zur Tuchfabrik Friedrich Schmidt (1868/1886), Parkstraße 14, und zur Tuchfabrik Emil Cattien (1889), Jänickestraße 34 (Abb. 8). Die beiden Produktionsgebäude sind in Konstruktion, Grundstruktur und Dimensionierung ähnlich, insofern vergleichbar. Sie entstanden im letzten Dritten des 19. Jahrhunderts im Zuge des ersten großen Aufschwungs in Forst. Heute befinden sich die Bauten (auch aufgrund der Rolle, die sie zu DDR-Zeiten gespielt haben) in unterschiedlichem Erhaltungszustand. Im Gegensatz zu dem sehr desolaten Gebäude auf der Jänickestraße ist das Ensemble Parkstraße deutlich besser erhalten, obwohl auch hier die Folgen des Leerstands und Verfalls nicht zu übersehen sind. Aus unserer Sicht scheinen beide Standorte zusammen in mancher Hinsicht repräsentativ für die Situation der Bauten der Textilindustrie in Forst zu sein.

In mehreren Wochen intensiver «Handarbeit» mit Bleistift und Zollstock, Schlauchwaage und Fotoapparat entstanden Grundrisse und Querschnitte sowie eine umfangreiche fotografische Dokumentation der Gebäude.²²

Begleitet wurde das Aufmaß von umfassenden Recherchen zum Thema Tuchstadt Forst und zur Bau- sowie Betriebsgeschichte der von uns gewählten Objekte, die Ausgangspunkt für weitere theoretische Arbeiten zum Thema wurden.

Typologie der Forster Textilfabriken

Wir beschränken uns in den folgenden Betrachtungen zur Gebäudetypologie und Konstruktion auf das eigentliche Produktionsgebäude. Die Textilindustrie war – als Zündfunke und Leitindustrie der Industrialisierung²³ – von besonderer Bedeutung für die Entwicklung die-



Abb. 8: ehemalige Tuchfabrik Friedrich Schmidt, Hauptproduktionsgebäude (links) mit Stegen zum ehemaligen Tuchlager.

ses mit dem «typischen» Industriebau assoziierten Gebäudetyps.

Grundlage für den Bau von Fabriken und deren Architektur bildet der komplexe Produktionsprozess, d.h. die Maschinen, hier Spinnmaschine und Webstuhl, liefern die notwendigen Parameter für Dimensionen, Konstruktion und Organisation der Gebäude. Dazu gehören auch Notwendigkeiten und Probleme der Rohstoff- und Energiebereitstellung sowie der Transportwege.

Überlegungen zur Architektur von Produktionsgebäuden müssen notwendigerweise in England ihren Ausgang nehmen. Der prägende Bautyp wird die Mill im England des ausgehenden 18. Jahrhunderts.²⁴ Der Begriff Mill (englisch: Mühle) bezeichnet hier nicht nur Mühlen, sondern jedes Manufaktur- bzw. Fabrikgebäude. Die Begriffsbildung steht sicher mit dem Antrieb der Maschinen, aus dem Mühlenwesen kommend, in Zusammenhang. Anfangs handelt es sich um Wasserkraft.

Die Mill ist ein Geschossbau aus Ziegel mit flach geneigtem Dach. Dieser Bautyp ist multifunktional und noch nicht im Sinne des heutigen Industriebaus spezifisch dem Produktionsprozess angepasst.²⁵ Signifikant ist zum Beispiel die unspezifische «Vermietung von Kraft und Raum» in der Forster Tuchfabrik Emil Cattien.²⁶

Der Transport von Material innerhalb des Gebäudes wurde über Treppen und (später) Aufzüge geregelt. Zur Reduktion der Gefahr im Brandfall (um das Übergreifen der Flammen auf weitere Geschosse zu verhindern) wird das Treppenhaus mindestens durch Türen abgeschlossen, oft auch vor die Fassade gesetzt. Zum Thema Sicherheit gehört bald auch die Anbringung metallener Fluchttreppen an der Außenfassade. Die Maschinen

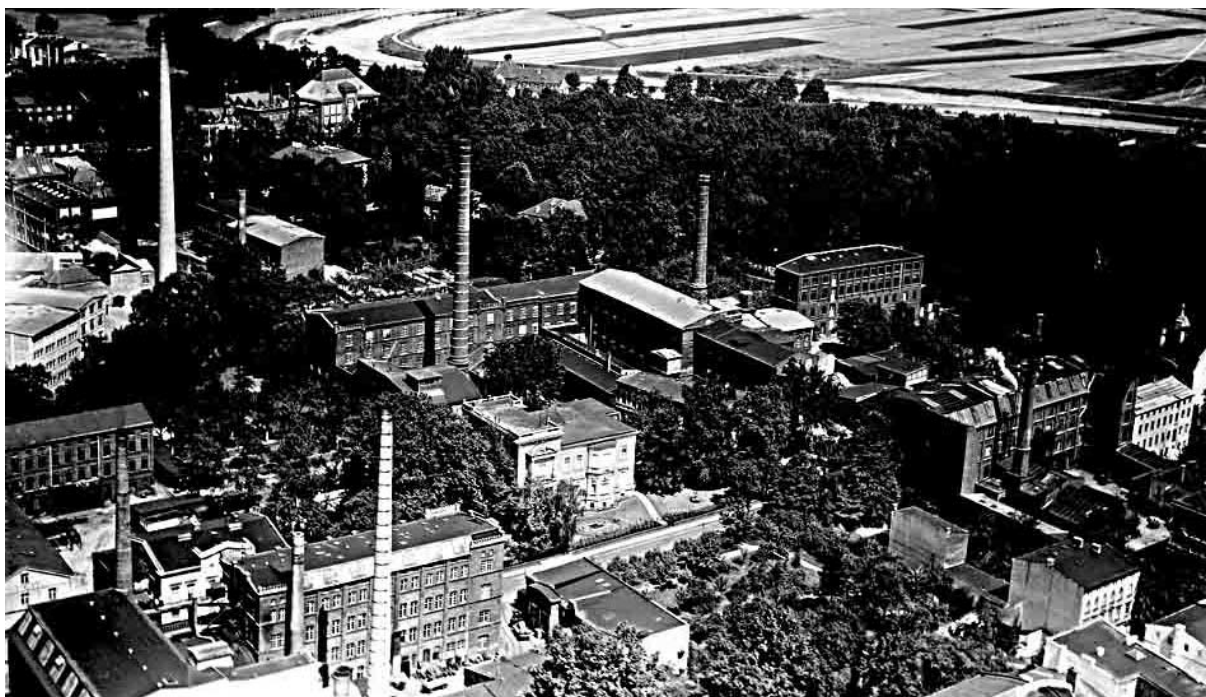


Abb. 9: Vogelschau auf das Grundstück der Tuchfabrik Friedrich Schmidt, aus: Fotoalbum anlässlich der 20-jährigen Betriebszugehörigkeit von Robert Hammer, 1931 (Ausschnitt), Privatbesitz Fritz Hammer, Forst/Lausitz.

wurden erst im Gebäude selbst zusammengebaut und verblieben dann dort. Repariert wurde vor Ort.

In der Frühzeit der Textilfabriken, Mitte 18. bis Anfang des 19. Jahrhunderts, waren Decken, Stützen und Maschinen aus Holz. Der Aspekt der Feuersicherheit wurde zunehmend bestimmend für die Konstruktion. Bald war man bestrebt, Holz in der Konstruktion durch Gusseisen und Ziegel(-gewölbe) zu ersetzen, die Entwicklung ging hin zu reinen Eisenkonstruktionen.²⁷

Das äußere Erscheinungsbild der Bauten wird geprägt vom Baumaterial Ziegel, das konkurrenzlos billig in der Herstellung und überall verfügbar war. Charakteristisch sind neben der unverputzten Ziegelfassade die gleichmäßige Fassadengliederung mit großen Fenstern und gestalterischen Elementen an exponierter Stelle. Rentabilität hat trotz deutlich sichtbarem Repräsentationswillen die Priorität. Vergleicht man die Fabrikbauten mit der zeitgleich entstehenden detailfreudigen bis überladenen Architektur vor allem der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wirken sie geradezu streng. In der Beschränkung aber liegt zugleich die Grundlage für die Herausbildung ganz charakteristischer gestalterischer Details in Form von bestimmten Bauteilen wie Türmen, Schornsteinen, Treppenhäusern. Oftmals schmückt auch ein Schriftzug mit dem Namen des Fabrikanten das Gebäude. Gestalterische Tendenzen

der Zeit werden mit einer gewissen Phasenverschiebung nachvollzogen, Neostile und Zitate klassischer Architekturformen finden sich durchaus auch bei Fabrikbauten.²⁸ Eine sachliche Auffassung des Bauens, wie sie sich im 19. Jahrhundert entwickelte und im 20. Jahrhundert durchsetzte, bleibt aber gerade im Industriebau trotz unterschiedlicher stilistischer Elemente immer spürbar.²⁹

Die Shedbauweise als zweiter Bautyp im Fabrikbau kam mit der zunehmenden Differenzierung der Gebäude auf. Notwendig wurden für Spinnereien mit ihren immer größer werdenden Anforderungen an die Gebäudetiefe umfangreichere Möglichkeiten der Belichtung, als die Mill sie bot. Shedhallen erwiesen sich als günstig, sofern es Bodenpreise und Geländeverhältnisse gestatteten.³⁰

In Forst findet man auf Schritt und Tritt den anfangs beschriebenen Bautyp wieder. Betrachtet man die Konstruktion der von uns aufgemessenen Objekte, fällt die prinzipielle Ähnlichkeit beider Gebäude auf. Der Grundaufbau der Fassade aus Sichtmauerwerk orientiert sich an der konstruktiven Innengliederung des Gebäudes, gegenüberliegende Fassaden sind prinzipiell gleich aufgebaut. Der Gesamteindruck der Fabrik in der Parkstraße ist eher schmucklos, in der Jänickestraße hingegen deutlich repräsentativer. Dort schmückten eine gemauerte Attika und ein mittiger halbrunder Ziergiebel mit

geputztem Schrifefeld und Namen des Fabrikanten beide Giebel.

Die auffallend große Ähnlichkeit beider Produktionsgebäude überrascht nicht. Die Bauweise entspricht den damals geltenden und schon vielfach erprobten Prinzipien für die Konstruktion von Fabriken der Textilindustrie dieser Dimension. Man war damit nicht auf dem selben Stand der Technik wie in England, Deckenkonstruktionen in Holz zum Beispiel waren dort in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts schon lange überholt. Aber die Konstruktion entspricht durchaus dem in Deutschland bis 1900 üblichen Bauen: Rationalisierung und Vereinfachung im Geiste der Zeit, man bedenke auch die wirtschaftliche Situation, aus der heraus die Bauten entstanden.

Die deutlich unterschiedliche Außenwirkung beider Gebäude könnte auch auf die Lage im Grundstück zurückzuführen sein: Das eingebaute Gebäude in der Parkstraße ist von der Straße aus kaum wahrnehmbar, der Bau in der Jänickestraße liegt (sozusagen als Visitenkarte) an der straßenseitigen Grundstückskante. Eine weitere Ursache ist sicher in der unterschiedlichen finanziellen Situation der Bauherren zu suchen.

Ein Beispiel: Bau- und Firmengeschichte der Tuchfabrik Friedrich Schmidt in Forst

Die Untersuchungen am Komplex der ehemaligen Tuchfabrik Friedrich Schmidt in der Parkstraße 14 begannen vielversprechend, war doch in der Denkmalliste des Landkreises Spree-Neiße unter dieser Adresse eine Textilfabrik eingetragen. Jedoch bezieht sich der Denkmaleintrag Parkstrasse 14 auf die benachbarte ehemalige Fabrik Cattien, die jetzt zum Sitz des Landkreises umgebaut ist.

1863 begann die Tuchtradition in der Parkstraße mit der Firmengründung des Tuchmachersohnes Friedrich Schmidt auf dem Ackerland außerhalb der Stadt. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts wuchs dieser kontinuierlich zu einem der führenden Forster Tuchproduzenten an. Ein Zeitgenosse merkt folgendes an:

«Unter diesen älteren Firmen ragt die Firma Friedrich Schmidt hervor. Welcher Tuchgrossist, [...] wüßte nicht Schmidt'sche Genres aus der Kollektion herauszufinden, wüßte nicht einigermassen die Preislage, in der Schmidt fabriziert?»³¹

Die Tuchfabrik Parkstrasse 14 gehörte ab ca. 1870 zu den großen Forster Volltuchfabriken, als Buckskinproduzent ganz im typischen Produktprofil der Stadt. Nach

dem 2. Weltkrieg wurde sie zum Hauptsitz des stadtbeherrschenden Betriebes, den «Forster Tuchfabriken».³²

Auf dem Weg von einfachen Arbeits- und Wohngebäuden ländlicher Tradition zu einem historischen Industriekomplex (Abb.12) unterscheiden sich die von uns definierten Bauphasen Manufaktur, Fabrik und Grossbetrieb (Abb.9). Die Anfänge der Tuchfabrik Friedrich Schmidt als Manufaktur sind nur noch anhand von Archivalien nachzuvollziehen. Schon 6 Jahre nach den ersten Baumassnahmen wurde das ursprüngliche Fachwerk-Ensemble aus Wohnhaus, mehrgeschossiger Weberei und Färberei ergänzt. Das in Ost-West-Richtung das Grundstück teilende Geschossfabrikgebäude und das im rechten Winkel angrenzende Kessel- und Maschinenhaus bilden die bauliche Grundlage für die industrielle Produktion. Dieses L-förmige Element blieb unverändert das Fabrik-Rückgrat. Am Ende des 19. Jahrhunderts stand der Grossteil der heute vorhandenen Gebäude bereits: es handelte sich schon damals um ein «klassisches» vierteiliges Ensemble mit Bauten für die Produktion, Energieerzeugung, Fabrikantenvilla und Comptoir. In der baulichen Ausbildung der Gebäude sind die unterschiedlichen Funktionen und Wertigkeiten getrennt. Villa, Torhaus und Comptoir bestimmen in hellem Neorenaissancecedekor die repräsentative Erscheinung der Fabrik zur Strasse hin. Im Hintergrund stehen die schlichten Produktionsgebäude aus rotem Klinker.

Seit Beginn des 20. Jahrhunderts blieb das Fabrikenensemble bis auf wenige Ergänzungen unverändert. Die Fabrik konnte sich durch Einverleibung benachbarter Betriebe bis zum Zweiten Weltkrieg noch einmal erheblich vergrößern und vernetzen, so dass die heutige komplexe Struktur entstand. Unter dem Regime der Planwirtschaft der DDR verwischten die Grundstücksgrenzen weiter, in mehreren Etappen der Verstaatlichung und Zusammenlegung bildete sich der stadtüberspannende Grossbetrieb «Forster Tuchfabriken» mit dem Hauptsitz in Werk 1-1, Parkstrasse 14. Die Gebäude der alten Fabriken wurden weiter genutzt und im Zuge der «Planmäßigen Modernisierung der Textilindustrie im Bezirk Cottbus»³³ nur an den nötigsten Stellen instandgesetzt. So sind die Industrieanlagen des 19. Jahrhunderts bis heute größtenteils in Originalsubstanz erhalten. Die derzeitige Situation der Fabrik ist, wie in der ganzen Stadt, durch Leerstand, Verfall und teilweise auch Vandalismus gekennzeichnet. Perspektiven gibt es kaum für dieses typische, durchaus denkmalwerte Beispiel des

zu Ende gehenden industriellen Zeitalters. Auch wenn, wie bereits erwähnt, der Komplex nicht in der Denkmalliste des Kreises verzeichnet ist, sprechen für eine Denkmalwürdigkeit mehrere Gründe. Das vollständige, in Originalsubstanz erhaltene Fabrikensemble ist ein Vertreter des einfachen roten Backstein-Geschossfabrik-Typus. Als Zeuge der Anfangszeit der Tuchstadt und eine der großen Volltuchfabriken, als bauliches Dokument der Epoche, in der Forst zum «deutschen Manchester» wurde, und als Hauptwerk des Forster Großbetriebs zu DDR-Zeiten blieb die Fabrik kontinuierlich von herausragender Bedeutung für die Stadt.

Zur Bedeutung der Forster Tuchbauten

Die anhand der Bauten ablesbare sprunghafte industrielle Entwicklung einer Kleinstadt mit ihrem anschließenden Niedergang ist Beispiel für ein insbesondere im Zusammenhang mit der Textilproduktion erkennbares historisches Phänomen, das in ähnlicher Form auch in anderen Regionen existiert. Die in unmittelbarer Nähe zu Forst befindlichen Städte Guben, Cottbus und Peitz waren auch historische Zentren der Tuchherstellung. Der bauliche Bestand an Denkmälern der Textilproduktion ist hier jedoch in einem hohem Maß überformt oder bereits beseitigt worden.

Nur ein geringer Teil der Produktionsbauten und der zugehörigen Fabrikantenvillen von Forst steht unter Denkmalschutz. Denkmale werden im Brandenburgischen Denkmalschutzgesetz definiert als
«... Sachen, Mehrheiten von Sachen oder Teile von Sachen, an deren Erhaltung wegen ihrer geschichtlichen, wissenschaftlichen, technischen, künstlerischen, städtebaulichen oder volkskundlichen Bedeutung ein öffentliches Interesse besteht.»³⁴

Da die Forster Bauten eines der letzten überkommenen Beispiele einer brandenburgischen Industriestadt der Tuchfabrikation des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts darstellen, sind sie als architektonische Sachzeugen dieses Zeitabschnittes zumindest von hoher wissenschaftlicher Bedeutung. Die Bauten sind durch ihre Weiternutzung als Produktionsgebäude in der DDR geprägt, stellen damit auch Sachzeugnisse der Textilproduktion dieser Zeit dar. Darüber hinaus sind sie natürlich von geschichtlichem, städtebaulichem und nicht zuletzt technischem Interesse, das durch die Beschäftigung einzelner Personengruppen, im Auftrag von Universitäten, durchaus zum «öffentlichen Interesse» wird. Die Denkmalwürdigkeit eines großen Teils

der Forster Tuchbauten, nicht zuletzt derjenigen, die im Mittelpunkt dieses Artikels stehen, ist aus der fachlichen Verantwortung des Bauhistorikers und Denkmalpflegers unbestritten. Die rechtliche Konsequenz der Unterschutzstellung ist noch nicht in allen Fällen gezogen worden.

Übliche Probleme in der Behandlung von Industriedenkmalen

Wie aber geht man nun generell mit dem industriellen Erbe um? Beispiele für die Umnutzung von Industriebauten gibt es natürlich bereits, wenn auch teilweise etwas fragwürdig in Nutzungskonzepten oder künstlerischer und architektonischer Behandlung der Substanz. Die «IBA Emscher Park» ist dabei ein großes Vorbild im Umgang mit einer riesigen, teilweise ausgehenden Industrielandschaft. Obwohl beinahe zehn Jahre alt, sind doch die Thesen, die damals formuliert wurden, keinesfalls überholt.³⁵ Auch in Forst gilt es, eine Industrielandschaft zu erhalten bzw. zu schützen, allerdings in geringeren Dimensionen. Und doch stellen sich ganz ähnliche Probleme.

Im Vergleich mit klassischen Kunstdenkmalen werden Industriebauten von der Denkmalpflege eher nachgeordnet behandelt. Sie stehen erst seit kurzer Zeit verstärkt im Blickpunkt denkmalpflegerischer Bemühungen.

Einen Grund dafür kann man in der Tatsache sehen, dass jene Schutzimpulse, die die Denkmalpflege in ihrer Blütezeit vorangebracht haben, sich eigentlich gegen die industrielle Welt und ihre schnell fortschreitenden Veränderungen richteten und die Bauten der Industrie nicht als schützenswert betrachteten.

Aufgrund schnell wechselnder Technologien und steigender Spezialisierung der Produktion kommt es dazu, dass die Gebäude sich nicht schnell genug anpassen können. Sie werden deshalb wesentlich eher aufgegeben oder ersetzt als zum Beispiel Wohngebäude oder öffentliche Gebäude, deren Nutzungsansprüche sich nicht so schnell verändern. Da sich dieser Prozess vor allem in den vergangenen 50 Jahren immer mehr beschleunigte, wuchs auch die Zahl der «ausrangierten» Gebäude, und es mussten Lösungen für deren Erhalt gefunden werden. Seit Mitte der 1960er Jahre entwickelte sich in Denkmalpflege und Architektur ein stärkeres Bewusstsein für den Wert der Industriebauten, sie werden aber immer noch von vielen als reine Nutzbauten ohne darüber hinausgehende Bedeutung angesehen. Dabei zeugen sie genau wie Denkmale im Klassi-

schen Sinne von Gesellschaft und Technik, Architektur und Städtebau sowie Sozialstrukturen und ästhetischen Auffassungen ihrer Entstehungszeit.

Prinzipiell gelten für Industriebauten die gleichen konservatorischen Strategien wie für Denkmale im herkömmlichen Sinne: Konservieren statt Restaurieren, Werterhaltung und Weiternutzung, Substanzpflge, Erhalt statt Ersatz und größtmögliche Authentizität.

Ausgediente Industriebauten bringen in der Erhaltung oft größere Probleme mit sich als Denkmale anderer Art. Sie sind für eine ganz bestimmte Produktionsweise erstellt und weisen deshalb einen hohen Spezialisierungsgrad im Hinblick auf Bauform, Erschließungssystem, Material und Baukonstruktion auf. Das hat natürlich Auswirkungen auf die Lebensdauer und räumliche, klimatische und akustische Verhältnisse. Einerseits genügen sie den gestiegenen Anforderungen an Technologien und wirtschaftliches Arbeiten nicht mehr, andererseits lassen sie sich aber auch schwer mit «artfremden» Nutzungen belegen. Um eine Weiter- oder Umnutzung doch zu ermöglichen, sind meist größere Eingriffe an der Substanz nötig. Diese bedeuten zwar immer eine Entfernung vom überkommenen Zustand, aber auch einen Schritt zur Erhaltung des Gebäudes. Werden jedoch von vornherein zu hohe Anforderungen an die Nutzung und den damit verbundenen Ausbaustandard gestellt, ist die Gefahr groß, dass man sich zu sehr von den denkmalwerten Strukturen entfernt.

Bemühungen um Geschichtserhaltung in Forst

Die Forster Stadtverwaltung zeigte bisher relativ wenig Initiative zur Erhaltung ihrer historischen Industrieanlagen. Vom Bauplanungsamt der Stadt wurde eine Studie in Auftrag gegeben, die 1999 abgeschlossen wurde und sich mit Nachnutzungsmöglichkeiten der Industriestandorte beschäftigt.³⁶ Zahlreiche Standorte der Forster Textilindustrie wurden auf ihre Nachnutzungsfähigkeit untersucht, allerdings nicht vorrangig unter architektonischen oder denkmalpflegerischen Gesichtspunkten, sondern eher unter dem Aspekt der Investorensiedlung und wirtschaftlichen Weiterverwendung der Gebäudesubstanz. Architektonisch oder historisch wertvolle Anlagen sind laut dieser Studie zum Abriss vorgesehen, auch die Nutzungskonzepte sind für den Standort Forst eher fraglich (Tischtennis, Fitness...). Im Moment stellt sich diese Studie für den Erhalt der Industriegebäude als wenig hilfreich dar, allerdings macht sie teilweise sehr detaillierte Angaben über den

Bauzustand der Gebäude und kann als eine Dokumentation des baulichen Bestandes genutzt werden.

Es gibt dennoch zwei gelungene Umnutzungen von Forster Fabriken: das Textilmuseum Forst und das neue «Kreishaus» (Sitz des Landkreises Spree-Neiße). Das Brandenburgische Textilmuseum in der Sorauer Straße kann als hervorragendes Beispiel für eine dem Denkmal adäquate Behandlung und dem Bauwerk angemessene Umnutzung gelten. Mehr als ein Museum braucht die Stadt jedoch nicht. Das neue Forster Kreishaus (Abb.10) kündigt ebenfalls von einer gezielten und sinnvollen Umnutzung, unter dem Aspekt der Erhaltung – zumindest der historischen Fassade. Mit der Verlagerung des Kreishauses erhoffte man sich eine stärkere Belebung des ehemaligen Industriegebietes; vielleicht kann auch dies einen Beitrag zu einer stärkeren Akzeptanz der alten Bauten leisten.

Wie soll es weitergehen in Forst?

Dass es eine Reihe von Interessenten gibt, für die Forst nicht nur eine Geschichte, sondern auch eine Zukunft hat, zeigen die oben erwähnten Projekte, sie stellen aber im Grunde nur einen Anfang dar. Ziel ist auf jeden Fall die Dokumentation der wesentlichen baulichen Spuren im Flächendenkmal Forst. Weitere Schritte wären dann ihre bauhistorische Analyse und natürlich die Sammlung von Ideen für eine denkmalgerechte Nutzung und Erhaltung, so wenig es auch derzeit nach der Realisierung solcher Ideen aussieht.

Für viele Forster Tuchfabriken scheint das vorübergehende Einmotten, wenn nicht gar das «Vergehenlassen», die einzige Möglichkeit des Umgangs mit der Bausubstanz zu sein. Dokumentation, Erforschung und auch die Erstellung von denkmalpflegerischen Konzep-



Abb. 10: Kreishaus, ehemalige Tuchfabrik Robert Cattien.

ten ist durch die Universitäten im Verbund zu leisten: Die Erhaltung, Präsentation und Pflege der Bauten muss maßgeblich durch die Stadt Forst sowie natürlich die Eigentümer in Zusammenarbeit mit dem Brandenburgischen Landesamt u.a. erfolgen.

Endnoten

- 1 Stein 1927/1993, *Forst*, S. 11.
- 2 *Am Ende einer Zeit* 1997, S. 10.
- 3 Dehio-Handbuch 1987, *Cottbus und Frankfurt/Oder*, S. 96.
- 4 Ebenda.
- 5 Ebenda; siehe auch: Stein 1927/1993, *Forst*, S. 28.
- 6 Krönert/Leibger 1995, *Tuchstädte*, S. 9.
- 7 Ebd. S. 10.
- 8 s. a. Stein 1927/1993, *Forst*, S. 35.
- 9 Ebd.
- 10 Forster Stadtbuch; Adressbuch der Industrie- und Handelsstadt; Forst-Lausitz 1935; Druck und Verlag von E. Hoene; Forst (Lausitz), S. VIII.
- 11 Stein 1927/1993, *Forst*, S. 39.
- 12 «1925 waren durch die Stadteisenbahn an das allgemeine Verkehrsnetz angeschlossen: 168 Tuchfabriken, 32 Appreturen und Walkereien, 42 Reißereien und Spinnereien, 7 Färbereien, 2 Wollhandlungen sowie 32 sonstige Firmen, u.a. chemische Werke, Maschinenbauanstalten, Brauereien und Holzhandlungen. Die Bahn verfügte über 8 Schmal- und 2 Normalspurlokomotiven, 128 Rollböcke und 11 Schmalspurwaggons und hatte 48 Beschäftigte.»; Krönert/Leibger 1995, *Tuchstädte*, S. 11.
- 13 Ebd.
- 14 Ebd.
- 15 Zuckermann, B.; *Über die Tuchindustrie in der Niederlausitz. Ökonomisch-geographische Studie*, Diss. B (MS) Potsdam 1968, S. 117.
- 16 Stein 1927/1993, *Forst*, S. 44.
- 17 Zahlen aus: «Auferstanden aus Ruinen...», *Ein Beitrag zur Geschichte des Kreises Forst 1945 bis 1959*, Forst 1959, S. 9.
- 18 Stein 1927/1993, *Forst*, S. 181.
- 19 Krönert/Leibger 1995, *Tuchstädte*, S. 35 u. 103 ff.
- 20 Drei Seminararbeiten an der TU Dresden, Lehrstuhl für Denkmalpflege und Entwerfen, Prof. Thomas Will, Betreuung durch Frau Dr. Kaija Voss, im Wintersemester 2000/2001: Annett Kaiser, «Zur Typologie der Textilfabrik; Vergleichende Betrachtung von zwei Forster Fabrikgebäuden hinsichtlich Konstruktion und Typologie» / Petra Ploschenz, «Parkstraße 14 - Entwicklung eines Forster Textilstandorts» / Ines Nareike, «Denkmalpflegerische Überlegungen und Untersuchungen an ausgewählten Standorten der Textilindustrie in Forst Lausitz».
- 21 Grit Koalick bearbeitet eine Mode-Akademie jenseits der Neiße und Sven Bildhäuser entwirft ein Hanf-Innovationszentrum in der ehemaligen Tuchfabrik Friedrich Schmidt.
- 22 Die Aufmasspläne liegen als Verkleinerung im Brandenburgischen Textilmuseum der Stadt Forst vor. Das vollständige und dokumentierte Aufmaß befindet sich in der Plansammlung der TU Dresden, Fakultät Architektur; ein Plansatz liegt der BTU Cottbus vor.
- 23 Föhl/Hamm 1988, *Industriegeschichte*, S. 135.
- 24 Föhl/Hamm 1988, *Industriegeschichte*, S. 102.
- 25 Georgeacopol-Winischhofer 1998, *Arbeitshaus*, S. 72.
- 26 Archiv des Brandenburgischen Textilmuseums, Fabrikbesitzer und Tuchfabrikanten der Stadt Forst 1875 – 1939 sowie: Adreßbuch der Woll- und Baumwollen-Industrie Europas Bd.1 Großdeutschland 1939, Verl Löbner & C. Grünberg (Schlesien), S. 75.
- 27 Schon 1796 entsteht mit der Castle Foregate Flax Mill in Shrewsbury eine erste konsequent in Eisen gehaltene Konstruktion, einschließlich Türen, Fenster und Dachstuhl. Der Boden ist gefliest. Föhl/Hamm 1988, *Industriegeschichte*, S. 101ff.
- 28 Föhl/Hamm 1988, *Industriegeschichte*, S. 106f.
- 29 Georgeacopol-Winischhofer 1998, *Arbeitshaus*, S. 59.
- 30 *Grundriss-Vorbilder von Gebäuden aller Art: Handbuch für Baubehörden, Bauherrn, Architekten, Ingenieure, Baumeister, Bauunternehmer, Bauhandwerker und technische Lehranstalten*, Abth. XV Theil 6, *Fabriken für die Textil-Industrie*, hg. v. Ludwig Klasen, Leipzig 1896, S. 2483, 2501.
- 31 Dresdner, A. (red.) *Industrielle, Vertreter der Industrie und des Handels in Wort und Bild*, Berlin, o.J.
- 32 Aus dem 1948 gegründeten VEB Ostdeutsche Tuchfabrik wurde 1964 durch Zusammenlegung mit den anderen Forster Betrieben der VEB Forster Tuchfabriken.
- 33 Clemens 1998, *Tuchbude*, S. 90.
- 34 Denkmalschutzgesetz des Landes Brandenburg (22. Juli 1991), §2(1).
- 35 Positionspapier Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur, hg. v. Gesellschaft IBA Emscher Park, Dortmund 1992.
- 36 «Nachnutzungskonzepte industrieller Altstandorte – Entwicklung städtebaulich relevanter Brachflächen», «IPBC, Immobilien Planung Bau Consult», Berlin, 1999.

Bibliografie

- Am Ende einer Zeit* 1997.
Am Ende einer Zeit: Die Textilstädte Crimmitschau, Plauen, Forst; Fotogr. M. Holtappels, hg. im Auftr. des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, Westfälisches Industriemuseum von Thomas Parent, Essen 1997. (Schriften / Landschaftsverband Westfalen-Lippe, Westfälisches Industriemuseum; 17).
- Technisch-historische Spaziergänge in Cottbus und dem Land zwischen Elster, Spree und Neiße*, hg. v. Günter Bayerl, Niederlausitz Edition Cottbus 1995.
- Clemens 1998, *Tuchbude*
 Petra Clemens, *Die aus der Tuchbude: Alltag und Lebensgeschichte Forster Textilarbeiterinnen*; (Cottbuser Studien zur Geschichte von Technik, Arbeit und Umwelt; Bd. 6); Münster 1998.
- Dehio-Handbuch 1987, *Cottbus und Frankfurt/Oder*
 Dehio-Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. Die Bezirke Cottbus und Frankfurt/Oder, Berlin 1987.
- Die Kunstdenkmäler des Kreises Sorau und der Stadt Forst ; bearb. von H. E. Kubach u. J. Seeger; Berlin 1939 (Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg; Bd. 5, Teil 6).
- Föhl/Hamm 1988, *Industriegeschichte*
 Axel Föhl und Manfred Hamm, *Industriegeschichte des Textils*; Technik, Architektur, Wirtschaft; VDI-Verlag GmbH; Düsseldorf 1988.
- Georgeacopol-Winischhofer 1998, *Arbeitshaus*
 Ute Georgeacopol-Winischhofer, *Vom Arbeitshaus zur Großindustrie, Zur Geschichte des Industriebaus von den Anfängen bis in die Zwischenkriegszeit in der Wiener Leopoldstadt*, Wien 1998.
- Hartmetz 1999, *Forst*
 R. Hartmetz, *Forst an der Neiße – das «deutsche Manchester»* (Landkreis Spree-Neiße), in: *Brandenburg – Eine Bilddokumentation*; hg. von Diethart Kerbs u. Sophie Schlußner; Berlin 1999.
- Krönert/Leibger 1995, *Tuchstädte*
 G. Krönert und H. Leibger, *Tuchstädte der Niederlausitz gestern und heute : Forst, Guben, Spremberg, Finsterwalde*. Dokumentarisches über das Auf und Ab in einem traditionsreichen Berufszweig; hg. von der ACOL Gesellschaft für Arbeitsförderung mbH Cottbus; Cottbus 1995.
- Märkisches Birmingham – Deutsches Manchester : England und die Frühindustrialisierung in Brandenburg*; Brandenburgisches Textilmuseum Forst (Hrsg.); Forst (Lausitz) 1997.
- Stein 1927/1933, *Forst*
 Die Stadt Forst (Lausitz), hg. v. Erwin Stein, Forst 1927; Neudruck 1993; (Reihe Monographien deutscher Städte, Band XXIV)

Zusammenfassung

Die Stadt Forst in der Lausitz war im vorigen Jahrhundert einer der bedeutendsten Standorte der Tuchfabrikation in Deutschland. Die bauliche Entwicklung der Stadt, Infrastruktur und Sozialstruktur sind von diesem Industriezweig sehr stark geprägt worden. Der im 19. Jahrhundert begonnene Aufschwung führte dazu, dass Forst bereits um 1913 den deutschen Textilmarkt beherrschte. Das erforderte und ermöglichte die Planung und Durchführung beachtlicher Bauvorhaben. Neben Produktionsgebäuden entstanden Villen sowie einige wenige Siedlungsbauten, es erfolgte ein Ausbau der Infrastruktur. Mit einer Produktion von 18 bis 20 Millionen Metern Tuch und einer Einwohnerzahl von 44.000 Menschen in den Jahren 1938/39 erreichte die Entwicklung ihren Höhepunkt. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Tradition der Textilproduktion in der DDR fortgeführt, Forst wurde zu einem der wichtigsten Standorte. Schlagartig brach die Produktion mit der politischen Wende 1990 zusammen. Die Produktionsbauten blieben stehen, wurden zu einem geringen Teil umgenutzt, zum großen Teil stehen sie leer und sind zunehmend dem Verfall preisgegeben. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt zeigen wesentliche Bereiche der Stadt eines der letzten überkommenen Beispiele einer brandenburgischen Industriestadt der Tuchfabrikation des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts.

Der für Forst typische Industriebau, der das Stadtbild heute noch prägt, hat seinen Ursprung in England. Näher untersucht und teilweise dokumentiert wurden zwei Fabriken, die Tuchfabrik Friedrich Schmidt in der Parkstraße 14 und die Tuchfabrik Emil Cattien in der Jänickestraße 34, die exemplarisch für eine große Anzahl weiterer Firmen und ihrer Bauten stehen, deren Dokumentation und Erforschung nachdrücklich zu fordern ist.

Die wirtschaftliche Situation von Stadt und Kreis Forst ist momentan kritisch. Ungeklärte Eigentumsverhältnisse und unterschiedliche Interessenslagen sind weiter im Zusammenhang mit den Bauten der Textilindustrie ein Hindernis für Investitionen jeglicher Art. Die historische Bausubstanz ist in hohem Maße gefährdet.

Aufgezeigt werden allgemeine Grundsätze zum Umgang mit Denkmälern der Industrialisierung, die teilweise in Forst Anwendung finden könnten.

Autorinnen

Dr. Kaija Voss, geb. in Berlin. Während der Forschungen in Forst wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Denkmalpflege und Entwerfen der Technischen Universität Dresden; lebt und arbeitet als Bauhistorikerin und freie Autorin in München.

Annett Kaiser, geb. in Berlin, Studentin der Architektur an der Technischen Universität Dresden.

Ines Nareike, geb. in Riesa, Dipl.-Ing. Architektur.

Petra Ploschenz, geb. in Eberswalde, Studentin der Architektur an der Technischen Universität Dresden.

Titel

Annett Kaiser u. a., «Forst – ein «deutsches Manchester» in der Lausitz», in: kunsttexte.de, Nr. 2, 2002 (12 Seiten), www.kunsttexte.de.